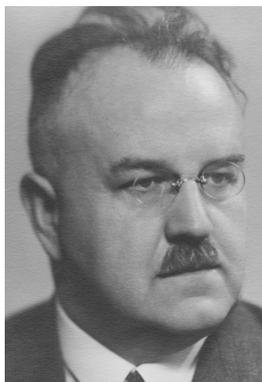


# MILOSLAV HÝSEK

---

## Erinnerungen

*Entst. nach 1945 · Erstdr. 1970  
(Auszug)*



MILOSLAV HÝSEK

Geb. 1885 in Niemtschitz bei Blansko, gest. 1957 in Prag

Der Sohn eines Dorfschullehrers studierte nach der Matura an einem Brünner Gymnasium von 1904 bis 1908 in Prag Bohemistik und Germanistik und habilitierte sich nach dem 1909/10 in Wien geleisteten Militärdienst ein Jahr später mit der Arbeit „Literární Morava v letech 1849–1885“ (Das literarische Mähren in den Jahren 1849–1885). Seit 1922 lehrte er als außerordentlicher und ab 1927 als ordentlicher Professor für tschechische Literatur an der Prager Karlsuniversität. Im Jahre 1939 wurde Hýsek zum Vorsitzenden der „Kulturní rada“, des für kulturelle Aktivitäten verantwortlichen und unter Aufsicht der Deutschen stehenden „Kulturrats“, bestellt. Bis der Verdacht der Kollaboration i. J. 1947 für gegenstandslos erklärt wurde, war ihm seit Kriegsende jegliche pädagogische und wissenschaftliche Tätigkeit verboten gewesen. Obwohl er Ende 1947 wieder an die Universität zurückkehren durfte, wurde er nach dem kommunistischen Umsturz 1948 beurlaubt und ein Jahr später pensioniert. Hýsek hinterließ ein umfangreiches wissenschaftliches und editorisches Werk, verfaßte Beiträge für Ottos und Masaryks Konversationslexikon („Ottův slovník naučný“, „Masarykův slovník naučný“) und gehörte von 1929 bis 1945 der Redaktion der „Listy filologické“ (Philologische Blätter) an. Die Arbeit an seinen unvollendet gebliebenen „Paměti“ (Erinnerungen), in denen er auch seinen Studienaufenthalt in Wien (1906/07) beschrieb, hatte Hýsek nach 1945 begonnen, im Wissen, daß eine Publikation seiner Memoiren unter den damaligen Zeitumständen unmöglich sein würde.

Ich kam in Wien an, ging mir die Universität ansehen und begab mich auf Wohnungssuche. Es war schrecklich, ich rannte ganze halbe Tage lang herum, ohne irgendwo etwas zu finden. Ich übernachtete in einem Hotel in der Mariahilfer Straße, am Morgen suchte ich ein Kaffeehaus auf, um zu frühstücken, und kaum hatte ich Platz genommen, lief der Kellner herbei, man solle sich erheben – „*Der Kaiser fährt!*“ Damals sah ich Franz Joseph zum ersten Mal: Er fuhr in einer offenen Kutsche und salutierte ununterbrochen. Die Wiener grüßten ihn ehrerbietig. Aber ich konnte den ganzen Tag wieder nichts finden, obwohl ich auch in den abgelegeneren Bezirken jenseits des Gürtels suchte; am dritten Tag erging es mir ebenso, und ich machte mich schon bereit, Wien Wien sein zu lassen und nach Prag zu fahren, da entdeckte ich am vierten Tag in der Halbgasse im siebten Bezirk schließlich doch ein kleines Zimmer und zog sofort ein, glücklich, ein Dach über dem Kopf zu haben.

Ich hatte nur ein Semester lang in Wien bleiben wollen, aber Wien begann mir so zu gefallen, daß ich ein ganzes Jahr dort blieb. Alles gefiel mir: die Stadt, die Universität, die Bibliotheken, der „Akademický spolek“, die Theater und die deutschen Literaturabende, das tschechische Milieu in der „Slovanská Beseda“ und die Kollegen, mit denen ich mich bald anfreundete, und auch andere Freunde, die ich gewann – kurz und gut, selbst nach den starken Berliner Eindrücken war das mein schönstes Studentenjahr. Ich nahm mir Erich Schmidts Rat zu Herzen und bemühte mich, so viel wie möglich von Wien kennenzulernen, arbeitete dabei aber sehr viel und vergeudete, denke ich, keinen einzigen Tag.

Auf der Fahrt nach Wien hatte ich in Brünn Josef Merhaut in der Redaktion der „Moravská orlice“ besucht. [...] Er wünschte sich [...], ich möge in Wien nicht auf die „Moravská orlice“ vergessen, und erzählte mir, daß ihr ständiger Wiener Mitarbeiter Dr. Josef Karásek sein werde, mit dem ich mich bekanntmachen sollte. Ich kannte Karáseks Namen, in Göschens Bibliothek war kurz zuvor seine *Slavische Literaturgeschichte* erschienen, die ich in Berlin gele-

sen hatte, aber ich wußte nichts Näheres über ihn. Nach ein paar Wochen erreichte mich dann plötzlich in Wien im Seminar von Jagić eine Einladung von Dr. Karásek, ihn zu besuchen. Karásek wohnte damals in der Nähe von Schönbrunn in der Schwenkgasse in Meidling, und ich fuhr zu ihm. Das war der Beginn unserer zehnjährigen Freundschaft, die bis zum Tode Karáseks dauerte. [...] Auch die Frau von Karásek war mit uns zusammen, eine Fachlehrerin, eine feine, hochgebildete Dame – eine wirkliche Dame –, seine Mitarbeiterin und Pflegerin, eine so gute, wie ich mit der Zeit erkannte, daß er keine bessere hätte haben können; es bestand eine echte Seelenverschmelzung zwischen den beiden. Frau Melanie war die Tochter eines alten Wiener Patrioten, eines Beamten namens Hora, die Nichte eines Pilsener Polonophilen, eine Verwandte des Probstes von St. Veit; sie selbst war übersetzerisch tätig, und als später die von Kraus herausgegebene „Čechische Revue“ zu erscheinen begann, setzte ich mich bei Kraus für sie ein, er möge ihr einige Übersetzungen abdrucken, die sie mit der Chiffre Kara-Mela unterschrieb. [...]

An der Universität inskribierte ich die Vorlesungen von Jagić und seine beiden Seminarübungen, Jirečeks Vorlesung und Übung, Vondráks Kirchenslawisch-Seminar und Rešetars Vorlesung über die serbokroatische Literatur – das war die ganze Wiener Slawistik. Tschechischlektor war Ferdinand Menčík. Von den Germanisten hörte ich mir Jakob Minor und Dozent Stefan Hock an, von den Philosophen Friedrich Jodl und Müllner. Im Sommersemester kamen Seemüller und Jellinek von den Germanisten hinzu, von den Philosophen inskribierte ich Jerusalem. Abermals besuchte ich jedoch auch andere Professoren, Emil Reich von den Philosophen, Oswald Redlich und August Fournier von den Historikern, Emil Reisch und Max Dvořák von den Kunsthistorikern, Guido Adler von der Musikwissenschaft, Hauler von den klassischen Philologen, Alexander Weil von Weilen und Robert F. Arnold von den deutschen Literaturhistorikern, und ich bedauere neuerlich, daß ich von den Wiener Gelehrten aus anderen Fächern so wenig wußte und mir nicht mehr angehört habe. Es las bereits unser Bedřich Hrozný, aber die mir ferne sumerische Grammatik.

Das slawistische Leben konzentrierte sich rund um das „Slawische Seminar“, das von der übrigen universitären Welt abgesondert war: Es befand sich in Räumen, die ursprünglich den Universitäts-

bediensteten vorbehalten gewesen waren, im Parterre des Flügels neben dem Rathauspark, und man betrat das Seminar direkt von der Straße aus, nicht über den Haupteingang auf der monumentalen Rampe. Gleich in der ersten Seminarstunde erinnerte Jagić daran, daß das „Slawische Seminar“ ins Jahr seines zwanzigjährigen Jubiläums eintrete: Er hatte sich seine Gründung ausbedungen, als man mit ihm über die Miklosich-Nachfolge verhandelt hatte. Es herrschte dort Assistent Dr. Kidrič, heute Universitätsprofessor in Laibach, der Vater des Ministerpräsidenten der Slowenischen Republik nach dem Krieg. Er war ein netter Mensch, machte keine großen Worte, verhielt sich aber zu jedem zuvorkommend; wir trafen einander nach Jahren bei uns in Prag wieder bei einem Kongreß slawischer Philologen anläßlich eines Dobrovský-Gedenktages. Das Seminar hatte eine schöne Bibliothek, allerdings bei weitem bescheidener als jene, die wir in der Ersten Republik in Prag aufbauten, aber alles, was man brauchte, enthielt sie – an die slawische Belletristik durfte man jedoch nicht denken.

Vatroslav Jagić! [...] Erst bei Brückner hatte ich Jagić's Bedeutung als Wissenschaftler kennengelernt, und es war der Grund gewesen, warum ich nach Wien ging. Und ich bin stolz, der letzte tschechische, wenn auch auf die tschechische Literatur beschränkte Slawist zu sein, der ein Schüler von Bartoš, Gebauer und Jagić gewesen ist; in den Genuß von Bartoš und Gebauer bin ich zwar wenig gekommen, aber Jagić habe ich als Lehrer in seiner ganzen Größe kennengelernt. So wie ich vor zwei Jahren auf Gebauer gewartet hatte, wartete ich wieder in der ersten Seminarstunde, bis Jagić eintreten würde. Auch ein alter weißhaariger Herr, auch etwas beleibt, aber viel lebhafter und temperamentvoller als Gebauer. Er setzte sich hinter den Katheder und begann dem Jubiläum entsprechend mit Erinnerungen. Er sprach gut, ein echter Rhetor war er aber ebenfalls nicht, wie ich bald an seinen Vorlesungen über die kirchenslawische Literatur erkannte, die er, den Kopf in seine Unterlagen getaucht, keineswegs besonders ausdrucksvoll herunterlas; was er jedoch brachte, war die Ausbeute der gesamten bisherigen Forschung, auch seiner eigenen. Im Seminar jemandes zu gedenken, liebte er überhaupt, den Anlaß dazu boten ihm die Todesfälle bedeutender Slawisten, für die er dann in seinem „Archiv für slavische Philologie“ Nekrologe schrieb; darin wiederholte er, was er uns im Seminar erzählt hatte. [...]

Zwei Stunden pro Woche lasen wir irgendein klassisches slawisches Werk und interpretierten es, zwei Stunden wurden Arbeiten und Referate vorgetragen und darüber diskutiert. [...]

Sowohl die Arbeiten und Referate, als auch die Lektüre der Klassiker hielten das ganze Seminar in ständiger Spannung. Mitten unter der Lektüre stellte Jagić eine Frage, sofort entwickelte sich eine Diskussion, und dabei erkannten wir die ungeheure Breite und Tiefe von Jagić's Wissen; tschechisch reden konnte er nicht, auch das Lesen bereitete ihm Schwierigkeiten, aber die Entstehung und Entwicklung eines jeden Wortes kannte er perfekt. Natürlich wußten wir Tschechen verschiedenes aus den slawischen Sprachen nicht, und in diesem Zusammenhang ereiferte sich Jagić wiederholt gegen die Prager Spezialisierung auf die Bohemistik, wofür er Gebauer die Schuld gab; ich vertiefte mich damals unter Jagić's Einfluß noch mehr als bei Brückner in alle slawischen Sprachen, ging die slawischen philologischen Zeitschriften durch, exzerpierte verschiedenste Artikel, und die Linguistik interessierte mich wirklich; hätte damals jemand zu mir gesagt, ich solle mich zur Habilitation vorbereiten, an die ich überhaupt nicht dachte, hätte ich mich schwer zwischen der Linguistik und der Literaturgeschichte entscheiden können. [...]

Josef Konstantin Jireček war ganz anders: ein großer schöner Mann mit einem edlen Haupt und langem Vollbart und mit rührenden weichen Augen. Er betrat den Hörsaal, der nicht ganz mit Südslawen besetzt war, denen seine historischen Ausführungen galten, nahm hinter dem Katheder Platz und begann aus dem Stegreif vorzutragen. Die Worte sprudelten nur so von seinen Lippen, nie stand der Strom seiner Erklärungen still, nie hatte er auch nur ein einziges Papier mit; und in diesen Erklärungen ein Datum nach dem anderen. Er wußte von jedem Dubrovniker Dokument, mit welchem Tag, Monat und Jahr es datiert war, und seine Geschichte Dubrovniks war nichts als eine Urkunde und ihr Inhalt. Ich erkannte rasch, daß ich aus diesen Vorlesungen für die Literatur nichts profitieren würde, und hörte daher nach ein paar Wochen auf, sie zu besuchen. Jireček lebte sichtlich isoliert, er pflegte keinen Kontakt mit der tschechischen Wiener Kolonie, kam nicht in die „Slovanská Beseda“, aber ich habe seine schöne Erscheinung nicht vergessen; er hatte sich sein Paradies gefunden und verließ es nicht.

Milan Rešetar las über die Dubrovniker Literatur, und ich ging

gerne zu seinen Vorlesungen; er tat uns einen Blick auf in eine Welt, die ich kaum kannte. Er trug interessant vor, mit Brückner hätte man ihn jedoch schwerlich vergleichen können. Er war ein Literaturhistoriker der alten philologischen Schule, der auch bei den Interpretationen, zum Beispiel von Gundulić's „Osman“, nur genau eruierte Fakten anführte und dem rein künstlerische Werte entgingen. Nicht einmal in seinem Äußeren gab es etwas, was angedeutet hätte, daß er bei der wissenschaftlichen Arbeit mit den Musen verkehrte; obwohl er ein Adelliger war, erinnerte er eher an einen dalmatinischen Bauern, hart und von den Winden gepeitscht. [...]

Rešetar war außerordentlicher Professor, und auch Václav Vondrák, ein Fachmann für Altkirchenslawisch, der neben seiner Professur, glaube ich, noch ein Kustodenamt in der Hofbibliothek bekleidete. Vondrák war ein typischer Tscheche ländlichen Charakters; als wir ihn zu einem Kränzchen des „Akademický spolek“ einluden, sagte er offen, er fühle sich in Gesellschaft wie ein Bär auf dem Eis. Sein Deutsch war hart, obwohl er perfekt deutsch sprach; uns Hörern gegenüber benahm er sich sehr freundschaftlich. [...] Ich hatte in Wien öfter gehört, seine Frau wäre eine Deutsche, was unseren besten Männern in fremdem Milieu zu passieren pflegte, während der Okkupation jedoch, als ich im Namen der Akademie mit seiner Witwe über Vondráks Nachlaß verhandelte, überraschte es mich, daß sie mir nicht nur auf deutsch schrieb, sondern als Absender auch ihren Namen deutsch und ohne Längenzeichen mit „Vondrak“ anführte und sich in ihrem Brief auf ihren Sohn berief, der angeblich in Hamburg eingerückt wäre. Vondrák hatte also seine Familie nicht tschechisiert, nicht einmal, als er aus Wien in die Heimat zurückgekehrt war, in der er allerdings nur wenige Jahre lebte, sondern das Deutschtum war in dieser Familie wahrscheinlich zu eingewurzelt, so daß sie nach seinem Tod ihr altes Wiener Leben weiterlebte und wie in Wien auch im Brünner Milieu ruhig deutsch parlierte. [...]

Mit dem Lektor Ferdinand Menčík machte ich Bekanntschaft in der Hofbibliothek, wo ich ihn aufsuchte, sooft ich seine Hilfe brauchte; er war ein wahrhaft volksnaher Tscheche. Eines Abends fuhren wir vom „Akademický spolek“ aus in einen Vorstadtbezirk, um eine Bücherei zu überprüfen; sie befand sich allerdings in einem Wirtshaus, wo die dortigen Tschechen zusammenkamen. An einem ungedeckten Tisch inmitten biederer tschechischer Schnei-

der und Schuster saß Menčík; wir setzten uns dazu und bemerkten, daß sie mit Menčík als mit einem Gleichen unter Gleichen umgingen. Er behandelte sie in keiner Weise von oben herab, er war einfach einer von ihnen. Menčík hatte an der Universität das Tschechischlektorat erhalten, in welches Šemberas Professur umgewandelt worden war, die eigentlich trotz Šemberas Professorentitel keine größere Bedeutung hatte; er erhielt es gleich nach Šembera. Als ich später in Bruck an der Leitha als Soldat diente, traf ich dort Menčík im Caféhaus am Hauptplatz; Menčík war auch Archivar des Grafen Harrach und verbrachte in dessen Schloß in Bruck wahrscheinlich seinen Urlaub. Dort verkehrten wir dann auch miteinander, und diese Gespräche sind mir unvergeßlich. Der edle und gutherzige Menčík war ein ausgezeichnete Experte in unserer Kulturgeschichte und vollbrachte auf diesem Feld eine große, in Prag, denke ich, nicht genug gewürdigte Arbeit, wo er doch während des Ersten Weltkrieges starb, ohne Mitglied der „Böhmischen Akademie“ geworden zu sein. [...]

Mein universitäres Leben konzentrierte sich natürlich auf das „Slawische Seminar“. Sein Hörsaal und das Arbeitszimmer waren nicht groß, so daß Jagić und auch Jireček ihre Vorlesungen in den Hörsälen des Hauptgebäudes abhielten und hier nur die Übungen veranstalteten, aber es war dort immer voll. Außer Tschechen gab es hier am meisten Südslawen und Bulgaren; ein Pole ist mir nicht in Erinnerung, aus Galizien und der Bukowina kamen ein paar auf Leben und Tod verfeindete Ukrainer und Großrussen her, aber es waren auch Deutsche aus Mähren da, zum Großteil Landesstipendiaten, die Tschechischprofessoren an deutschen Landesrealschulen werden sollten.

Mit tschechischen Kollegen hatte ich sowohl im „Slawischen Seminar“, als auch im „Akademický spolek“ Umgang. Am meisten näherte ich mich Josef Bernat an, mit dem mich bald eine aufrichtige Freundschaft verband. [...]

Häufigen Kontakt hatte ich auch mit Agathon Koníř und seinem treuen Freund Jan Heyer. [...]

Jan Heyer betätigte sich [später] im Wiener Milieu in sehr positiver Weise. Er kehrte nach dem ersten Weltkrieg aus Mähren, wo er als Professor gewirkt hatte, als tschechischer Bibliothekar nach Wien zurück und war die Seele der tschechischen Wiener Revue „Dunaj“, für die er eine Menge wertvoller Beiträge aus der Kultur- und Literaturgeschichte des tschechischen Wien schrieb. Nachdem

ich Wien verlassen hatte, sahen wir einander nicht wieder, korrespondierten aber zeitweilig miteinander während der Ersten Republik.

Ins Seminar von Jagić kam in den späten Nachmittagsstunden mitunter ein bärtiger, griesgrämiger Kollege mit Brille und mit einer Aktentasche, die damals das Privileg besserer Beamter war, er trug einen Jägeranzug und einen Jagdhut, und Bernat, der alle Welt kannte, erzählte mir, daß das Jaromír Doležal, ein Beamter aus dem Handelsministerium wäre, der für die „Lidové noviny“ [in Prag] Erzählungen übersetze und sich mit allen slawischen Sprachen befasse; die Universität könne er erst nach der Arbeit im Amt besuchen. Mit der Zeit schlossen wir Bekanntschaft, und bald wurden wir gute Freunde. [...]

Der zweite Treffpunkt, der mich mit den tschechischen Wiener Kollegen verband, war der „Akademický spolek“, dessen Vorsitzender einst Masaryk gewesen war, und der fast vierzig Jahre lang die Wiener tschechischen Akademiker vereinigte. Seine Räumlichkeiten befanden sich nicht weit von Doležals Wohnung in der Neudeggasse; sie waren allerdings nicht groß: Im Vorzimmer saß, Strümpfe strickend, die Kustodin des Vereins, eine lebenswürdige ältere Dame, eine wirkliche Studentenu Mutter, und in einem zweiten, größeren Zimmer führte rund um die Wände eine Bibliothek und in der Mitte stand ein großer Tisch, an dem sich der Vorstand zu versammeln pflegte, Vorträge gehalten wurden, gelesen und überhaupt gearbeitet wurde. Überfüllt war es allerdings nie, aber täglich kam jemand die Zeitungen lesen. Obmann war der Arzt Hugo Zuckermann, heute Röntgenologe in Prag, aus Pisek gebürtig, über die Ohren verliebt in diese Stadt, die für ihn die schönste auf der Welt war; wir kamen immer sehr gut miteinander aus, wir waren gute Freunde. Zuckermann führte den Verein vorbildlich. Und die Aktivitäten des Vereins? An erster Stelle standen immer die Vorträge; sie sind am leichtesten zu veranstalten. Ich trug einige Male vor, aber auch andere hielten Vorträge. Nach den Vorträgen fanden gewöhnlich Debatten statt; sie verliefen immer ganz normal. [...] Der „Akademický spolek“ bemühte sich jedoch auch um das politische Bewußtsein seiner Mitglieder und darum, es zu vertiefen; damals ging es um das allgemeine Wahlrecht und die ersten Wahlen in den Reichsrat auf dessen Grundlage. So entstand der Gedanke eines Vortragszyklus über unsere einzelnen politischen Parteien, bei dem politische Exponenten über ihre Pro-



Oben links: František Palacký (1798–1876); oben rechts: Jan Kollár (1793–1852), sowie unten links: Eduard Albert (1841–1900), Büsten in den Arkaden der Universität Wien; unten rechts: Das Ehrengrab des Afrikaforschers Emil Holub (1847–1902) auf dem Wiener Zentralfriedhof

gramme sprechen sollten. Ich erinnere mich, daß wir zusammen mit Zuckermann über diese Angelegenheit mit Dr. Kramář, Dr. Stojan und Dr. Sobotka redeten, aber keiner von ihnen hatte damals Zeit, auch wenn sie die Idee mit Sympathie aufnahmen; einzig der Brüner Josef Hybeš kam in unsere Mitte zum Langmaier in der Alserstraße, wo wir uns manchmal am Abend in tschechischem Milieu zu freundschaftlichen Unterhaltungen versammelten, und dort plauschten wir nach seinem volkstümlich angelegten Vortrag angenehm mit dem alten Herrn, der in Brünn die Säule der Sozialdemokratie war. Das Programm wurde erst im nächsten Jahr im Verein verwirklicht. Die Reichsratswahlen verlebten wir in heller Aufregung, es ging uns vor allem um den Sieg Masaryks und Drtinás; Masaryks Sieg nahmen wir mit Jubel auf und schickten ihm natürlich sofort ein begeistertes Telegramm. [...]

Wien war das Zentrum der österreichischen Politik; das Parlament liegt in der Nachbarschaft der Universität, durch die wie in Berlin an einem Tag der Woche die Burschenschaften promenierten, und unter den Hörern der verschiedenen Völker kam es bei zufälligen Anlässen auch auf akademischem Boden zu Zusammenstößen; zur damaligen Zeit war die Frage der italienischen Universität ein brennendes Problem, und ich erinnere mich, daß es einmal zwischen Deutschen und Italienern zu einer stürmischen Begegnung auf der Universitätsrampe kam, so daß ein großes Stück der Steinbrüstung einstürzte. Die Polizei schritt damals ein, und um die Universität herum ging es bewegt zu; aber kaum war die Polizei aufgetaucht, verbündeten sich beide Parteien einträchtig gegen sie, die Feindschaft ließ kurz nach, und erst als die Polizei sich zurückzog, gingen Deutschen und Italiener wieder aufeinander los. Sie hatten die Unverletzlichkeit des akademischen Bodens für sich bewahrt – mir wurde bewußt, daß selbst über nationalen Zwisten etwas Höheres existieren kann. Ins Parlament ging ich ziemlich oft; ein zweistündiges „Fenster“ zwischen den Vorlesungen genügte, und, wenn es eine Sitzung gab, lief ich wenigstens für diesen Zeitraum auf einen Sprung hinüber. Man konnte sich einfach irgendeinen tschechischen Abgeordneten heraufrufen lassen, sich vorstellen und ihn um eine Eintrittskarte für die Galerie bitten; einem Akademiker kam jeder bereitwillig entgegen. Und so lernte ich noch das alte Parlament kennen, dem Moritz Graf Vetter von Lilie vorstand, ein ehemaliger Boskowitzter Bezirkshauptmann, der einmal nach Niemschitz gekommen war, um unsere neue Schule zu

besichtigen; in den Ministerbänken sah ich unsere Minister Fořt und Pacák, die häufige Gäste in der „Slovanska Beseda“ waren, von den Deutschen erinnere ich mich an Justizminister Klein, einen einstigen Mitschüler Masaryks. Ich hörte den Führer der Polen Abrahamowicz reden, die Götter der Sozialdemokraten Adler und Pernerstorfer. Doležal zeigte mir in der Parlamentshalle Dr. Kramář, den alten Josef Sokol, Erwin Spindler, den Proßnitzer Fabrikanten Skála, den Wildfang Graf Vojta Sternberg, den Deutschen Prof. Gross mit einem langen roten Bart, und wer damals sonst noch Abgeordneter war. Ich machte mich erst in Wien mit unserem und dem politischen Leben Österreichs überhaupt vertraut; es interessierte mich, der Umstand, daß ich seine Repräsentanten öfters sah, vermittelte mir eine konkretere Vorstellung davon, aber nie und nimmer verspürte ich Sehnsucht, dabei mitzuwirken. [...]

Langsam war ich im Parlament wie zu Hause. Es war interessant für mich: Wir lechzten damals so sehr nach unserer Selbständigkeit und glaubten, sie doch einmal zu erlangen.

Diese Besuche und Interessen führten aber nie zu einer Zersplitterung bei mir, die Hauptsache blieb für mich immer die Kultur. Ich arbeitete gerne in der Hofbibliothek, wo ich slowenische und polnische Zeitschriften durchging und mich systematischer mit der literarischen Vergangenheit Mährens zu beschäftigen begann; ich legte dort den Grundstein für meine spätere Arbeit. Eifrig las ich immer die alten Jahrgänge des „Ljubljanski Zvon“, wie mich die slowenische Literatur überhaupt sehr anzog: Ich hatte oft von Cankar und Župančič gehört, die in Wien gelebt hatten, und bedauerte sehr, daß ihre Wiener Zeit schon geendet hatte. [...]

Manchmal ging ich ins Theater, manchmal in ein Konzert, ein anderes Mal zu irgendeinem Vortrag oder einer Rezitation, oft in eine Ausstellung. Der Abgott Wiens war Josef Kainz; ich sah ihn als Hamlet, aber Kainz kränkelte schon und starb bald; ich hatte keine Ahnung, daß er ein eingefleischter Deutscher war und die Tschechen haßte, und so sah ich mir entblößten Hauptes seinen Trauerzug an. Auch Eleonora Duse gastierte in Wien; ich bemühte mich vergeblich, eine Eintrittskarte zu ergattern. Ich ging mehr in andere Theater, vor allem ins nahe Volkstheater, das ein gutes Programm hatte; dort lernte ich einige klassische Werke von Grillparzer, Raimund und Anzengruber kennen und amüsierte mich prächtig beim Tiroler Jodeln bei den Gastspielen des Schlierseer Theaters.

In einem anderen Theater trat einmal Frank Wedekind mit seiner Frau in seinem Stück „Hidalla“ auf; er spielte neben ihr den tragischen Helden, sein eigenes Porträt; ich sehe ihn, als wäre es heute, wie er, groß, häßlich, mit gelangweiltem Schmerz und dann wieder mit ätzendem Zynismus seine streitbaren und defätistischen Bekenntnisse heruntersagte, und auch seine junge, zarte, anmutige Frau, die mir fast leid tat. Doležal führte mich auch in die Vergnügungsetablissemments im Ronacher, wo man damals einen Einakter von der Geschichte eines einsamen alten Mannes spielte, der von einem spät erwachten sexuellen Verlangen getrieben wird – es war wirklich auf des Messers Schneide; und außerdem nahm er mich mit zu den Tänzen der drei Wiesenthal-Schwwestern, die damals in Mode waren, zu Roda-Roda, der Tag für Tag in Frack und mit weißer Krawatte seine eigenen ironischen Geschichtchen las – auch er erweckte ein wenig mein Mitleid, daß er sich ständig so wiederholen mußte!

Bei den Ausstellungen im Hagenbund stellten auch tschechische Künstler aus, damals schrieb man begeistert über Boettinger; auch Ludvík Kuba stellte dort aus, mit dem mich Dr. Karásek bekannt gemacht hatte, als ich Kubas Vortrag über die Malerei besuchte. Und ich erinnere mich an die damalige Sensation der Bildenden Kunst Wiens, an die Ausstellung des jungen Ivan Meštrović, die mich stark beeindruckte.

Sehr gut organisiert war die Wiener Arbeitervolkshochschule; sie veranstaltete Sonntag nachmittags in verschiedenen Bezirken musikalische Konzerte mit Vorträgen. Einen kleinen Saal hatte sie auch in der Langegasse, und deshalb bin ich zweimal dort gewesen. Einmal bei einem Konzert mit Kompositionen des alten Komponisten Ignaz Brüll, der die Interpreten seiner Lieder selbst auf dem Klavier begleitete, und das zweite Mal bei einem Konzert mit Musik von tschechischen Komponisten – ich glaube, nur von Smetana und Dvořák – wobei Professor Guido Adler zur Einleitung begeistert über die tschechische Musik sprach. Der Saal war jedoch nicht einmal halb voll; die Besucher, vorwiegend Besucherinnen, kamen sichtlich aus reichen jüdischen Schichten, Arbeiter sah ich keinen. So war das also ... Einmal gab Hermann Bahr einen Rezitationsabend; er sah aus wie ein Prophet mit zerzaustem Haar und langem, weiß schimmerndem Vollbart; er rezitierte Liliencron und andere Zeitgenossen von ihm auf eine wunderbare Art. Ein anderes Mal las Elsa Jerusalem, eine vornehme füllige Dame, aus ihren Arbei-

ten; an ihrem Abend machte mich Emil Saudek auf den Kritiker Franz Servaes aufmerksam. Peter Altenberg sah ich öfters im Café Central, das er am Abend aufsuchte; er durchquerte es immer, um irgendwohin in die hinteren Räume zu verschwinden, eine unvergeßliche, ein wenig exotisch gekleidete Figur.

Auf den Abend der Jerusalem hatte mich Emil Saudek hingewiesen. Ich kannte seinen Namen aus der „Čechischen Revue“, wo er seine Übersetzungen von Machar veröffentlichte. Einmal las ich, daß er im „Pokrokový klub“ über Machar vortragen würde; natürlich ging ich hin, um ihn mir anzuhören. Dort lernten wir einander kennen. Saudek, ziemlich klein, rundlich, augenscheinlich jüdischer Herkunft, war damals ein Mann von ungefähr dreißig Jahren. Nach dem Vortrag entwickelte sich ein langes Gespräch, ich erinnere mich, daß sich I. Hošťálek, zur Zeit der Republik Direktor der Burgpost, daran beteiligte. Die meisten waren Realisten. Ich erzählte von Březina, es wurde überhaupt von moderner Literatur gesprochen, und als Resultat von allem kam heraus, daß ich einen Vortrag zu diesem Thema versprechen mußte; es blieb aber nicht nur bei dem einen. Saudek und ich kehrten noch in einem Kaffeehaus ein, und ich überredete ihn, auch etwas von Březina zu übersetzen. Saudek, der damals ein reiner Macharanhänger war, fehlte für Březina noch das Verständnis, und er sträubte sich um so mehr, als er dessen Vers nicht gewachsen wäre. Ich machte ihn auf das Gedicht „Čisté jitro“ aus der Sammlung „Ruce“ aufmerksam, das er zunächst ohne Reime übersetzen könne. Angeblich würde er es versuchen, und nach einiger Zeit erhielt ich auf einmal von ihm eine ungereimte Version von „Čisté jitro“ zugeschickt. Und ich konnte ihn neuerlich überreden, so daß er mir schließlich „Čisté jitro“ in Reimen sandte, und so ging es weiter, Saudeks Ehrgeiz als Übersetzer wuchs, er begann mit der Arbeit an weiteren Gedichten, und im nächsten Jahr vor Weihnachten erschienen die ganzen „Hände“ in seiner Übersetzung, die er mir sofort gerade zu meiner Promotion schicken konnte. Saudek gab sich aber nicht damit zufrieden, ließ seine Übertragung führenden deutschen Dichtern zukommen, und was sie ihm über Březina schrieben, veröffentlichte er sofort im Prager „Přehled“ – Březina wurde durch Saudeks Verdienst nicht nur den Deutschen, sondern auch uns daheim entdeckt. [...]

Im Herbst und im darauffolgenden Frühjahr unternahmen wir, einige Freunde aus dem „Akademický spolek“, am Sonntag immer

einen Ausflug irgendwohin in die Umgebung Wiens; dabei unterhielten wir uns über alles mögliche, kurzum, es herrschte eine Atmosphäre, in der sich junge Leute wirklich nahekommen konnten. Wir waren auf dem Kahlenberg, und so sah ich den Blick auf Wien, aus dem eines der stärksten Gedichte Machars geboren worden war; am niederösterreichischen Leopolditag fuhren wir nach Klosterneuburg und beteiligten uns dort an einer Wiener Volksunterhaltung, dem „*Faßbrutschen*“ – wir kletterten auf ein riesiges Faß und ließen uns von ihm herunterziehen – zur fröhlichen Stimmung trug anschließend der ausgezeichnete Wein seinen Teil bei; und meinetwegen marschierte unsere Expedition auch nach Weidling, wo ich mir, unter dem Eindruck von Lenaus Maske im Wiener Stadtmuseum und meines Berliner Besuchs am Grab von Kleist in Wannsee wünschte, das Grab des unglücklichen Lenau zu besuchen. In Wien fuhr ich natürlich auf den Zentralfriedhof mit dem eindrucksvollen Kreis der Ehrengräber mit kunstvollen Monumenten; ich fand darunter das Grab Eduard Alberts, den auch die Wiener Universität mit einem Porträtreief von Šaff in ihren Arkaden geehrt hatte, die durch die Gedenksteine, Büsten und Reliefs in eine Art Pantheon ihrer großen Lehrer verwandelt worden waren. Geburts- und Sterbehäuser von Dichtern und Künstlern übten eine Anziehung auf mich aus; wie in Berlin streifte ich auch in Wien durch die Gassen, um sie aufzusuchen, und auf diese Art und Weise wurde das alte Wien für mich immer mehr lebendig. Ich begab mich auch zum ehemaligen Universitätsgebäude im ersten Bezirk, wo Zlobický, Hromádka, Miklosich, Šembera gewirkt, wo František Bartoš und andere studiert hatten – und auch hier gilt in abgewandelter Form das Dichterwort, daß derjenige, der die Vergangenheit verstehen will, die Orte aufsuchen muß, wo sie entstanden ist.

Und noch andere „Ausflüge“ unternahmen wir, gewöhnlich am Samstag, wenn es sich traf: Ausflüge durchs nächtliche Wien. Doležal hatte mich mit Prof. K. Polesný, einem Historiker, bekanntgemacht, der damals in Wien als Einjährig-Freiwilliger diente, und als vierter schloß sich uns Bernat an, und so trafen wir uns manchmal zu einem Abendessen, wechselten dann ins Café Central und von dort irgendwohin zu einer Zigeunermusik, wo wir uns bis über Mitternacht aufhielten. Keiner von uns war ein Lebemann, aber in der Donaustadt sein und die Zigeuner nicht spielen hören? Das war eine ganz andere Atmosphäre, als jene, an die ich gewöhnt war; –

eine Herrenrunde, die dort hinging und Champagner trank mit irgendeiner eleganten Schönen, die ein Liebesabenteuer suchte, und wenn sie in Stimmung war, sich „in ihr süßes kleine Ohr“ spielen ließ, und die Zigeuner spielten leidenschaftlich wie die Teufel. Sie sind anschließend sicher nicht direkt heimgegangen wie wir; für uns war das nur ein kleines Guckfenster ins nächtliche Wien gewesen. Mich lockte der Wiener Prater nicht.

Etwas habe ich in Wien nicht gelernt: österreichischen Patriotismus. Ich war nie ein österreichischer Patriot, und es kam mir, wie den übrigen Mitschülern am Gymnasium, das Lachen, wenn unsere Herrn Professoren am 2. Dezember in ihren Uniformen ausrückten, und Herr Direktor Ouředníček oder Tůma über den erhabenen Monarchen sprachen, der unser Volk wie ein besorgter Vater liebe; uns hatten die Brünnener Deutschen bereits von Jugend an zu innerem Widerstand erzogen, und das war mir dann schon geblieben. Der Aufenthalt in Berlin hatte mich noch mehr in der Überzeugung bestärkt, daß die Deutschen nicht mit sich reden ließen; das sah ich auch in Wien. Ich verspürte keine besondere Ehrfurcht vor Rängen und Titeln und konnte Dr. Karásek nie verstehen, der in Adelshäusern Tschechisch unterrichtete, auch den Präsidenten des Herrenhauses, Fürst Windischgrätz, und einen gewissen Fürsten Khevenhüller, – wie aufgeregt er und seine Frau Melanka in Niemtschitz gewesen waren, als irgendeine Frau Fürstin sie dort besuchen wollte! – und der gerne und mit aufrichtiger Hochachtung von diesen hohen Herren sprach; für mich stellte Jagić mehr dar als alle diese Fürsten zusammen. Einmal habe ich das in fast zu anmaßender Weise manifestiert: In den Zeitungen schrieb man von einer schweren Krankheit Erzherzog Ottos, und so rollte einmal, als ich zu Mittag aus der Universität trat, von der Votivkirche her die Kutsche mit dem Kaiser heran und hinter ihr eine zweite mit Erzherzog Franz Ferdinand d’Este. Der Kaiser blickte zum Eingang in die Universität hinauf, alle zogen den Hut, nur ich behielt ihn auf dem Kopf, obwohl ich ganz vorne stand. Die Kutschen fuhren vorüber, ich fühlte mich als Held – was bedeutete schon für mich der österreichische Herr Kaiser? Erst mit der Zeit stiegen in mir, sooft ich mich an diese Szene erinnerte, Zweifel auf, ob ich richtig gehandelt hatte. Es stimmt, er war ein Habsburger, aber er war damals schon ein hochbetagter Herr gewesen, trotz aller Unzufriedenheit der Tschechen und des ganzen politischen Kampfes war er der Repräsentant der Monarchie und ich ein Nichts, bloß ein Jüng-

ling, und daher wäre mir kein Stein aus der Krone gefallen, wenn ich auch den Hut abgenommen hätte. [...]

Das Sommersemester ging zu Ende, die Zeit der Abreise aus Wien nahte heran. Im „Akademický spolek“ fand eine Revision der Bibliothek statt, und der Ausschuß beschloß, die Duplikate der Bücher zu verkaufen. Jungmanns „Slovník“ war dabei; die Kollegen wußten, daß ich ihn brauchen konnte, und boten ihn mir sofort an. Ich kaufte ihn gerne und legte ihn in die Kiste zu den Büchern, die ich nach Hause schickte. Das Geld, das ich dafür ausgegeben hatte, fehlte mir allerdings beim Abschiedsabendessen beim Langmaier, das aus diesem Grund bescheiden ausfiel; und am nächsten Tag fuhr ich. Nicht gerade gern; es gefiel mir in Wien, ich hatte dort viel profitiert, das Leben dort war reich und voll, und deswegen wundere ich mich nicht, daß viele Tschechen gerne in Wien blieben und sich nicht von der Stadt trennen konnten. Und ich wundere mich nicht, wenn sie dort Deutsche heirateten, sie nicht tschechisierten und wie Eduard Albert oder Vondrák deutsche Familien hatten; Emil Saudeks Frau und auch sein Sohn Erik konnten noch in der Zeit, als ich als Soldat in Wien war, nicht Tschechisch und lernten es erst nach dem Umsturz – heute ist E. A. Saudek ein tschechischer Übersetzer und der Gatte von Eva Vrchlická. Auch Machar hatte sich bis zum Umsturz nicht nach Prag gesehnt. Schwache Charaktere schlugen aus der Art, stärkere, aber friedfertige paßten sich an, auch wenn sie weiterhin tschechisch fühlten und in tschechischen Vereinen von mir aus auch ehrlich arbeiteten. Und wenn es zu einer Enttäuschung kam, wenn für ihre Arbeit der typisch tschechische Undank an den Tag gelegt wurde, war es nicht mehr schwer, sich seinem Volk zu entfremden; von dieser Warte aus ist mir der Fall von Šemberas Sohn nicht unverständlich. Einen Wiener Tschechen konnte nur eine national selbstbewußte tschechische Frau retten.

Bei der Abreise aus Wien hatte ich über diese Dinge noch nicht nachgedacht, aber heute, da ich mich nach vierzig Jahren erinnere, sind sie von selbst in mir aufgetaucht. Denn ich habe in Wien das schönste Jahr meiner studentischen Jugend verlebt.